

Alfred Messerli

VOM LEBEN DER BÜCHER

ÜBER HISTORISCHE UND GEGENWÄRTIGE
FORMEN DER VERLEBENDIGUNG

*Questo libro è di carta.
Questa carta è di straccio.
Questo straccio è di lino.
Questo lino è di terra.
Questa terra è di Dio,
Questo libro è il mio.¹*

Dass Dinge gezeugt und geboren werden, ein Leben haben und endlich sterben, um dann als ›tote‹ Objekte möglicherweise weiter zu existieren, oder aber sich auflösen bzw. konsumiert werden, ist ein Gedanke, den wir zuerst einmal der Belletristik verdanken. Und hier wird über sie nicht nur eine Biographie verfasst, sondern sie werden mitunter zum Autor ihrer eigenen Lebensgeschichte, wie das in James Fenimore Coopers (1789-1851) Erzählung *Autobiography of a Pocket-Handkerchief* (1843) geschieht.² Über achtzig Jahre später forderte der sowjetische Schriftsteller und Exponent des russischen Futurismus Sergej Michailowitsch Tretjakow (1892-1937) in dem Aufsatz *Die Biographie der Dinge* (1929) seine Kollegen auf, sich vom idealistischen Konzept eines allmächtigen Romanhelden abzuwenden und die Erzählung vielmehr »als eine Art ›Biographie des Dings‹ aufzubauen.«³ Die kompositorische Struktur einer Biographie des Dings lasse sich »mit einem Fließband vergleichen, auf dem das Rohprodukt« entlanggleite. Und weiter: »Durch menschliche Bemühungen verwandelt es sich in ein nützliches Produkt.«⁴

1 Vittorio Imbriani: La novellaja fiorentina. Fiabe e novelline, stenografate in Firenze dal dettato popolare. Ristampa accresciuta di molte novelle inedite, di numerosi riscontri e di note, nelle quali è accolta integralmente *La novellaja milanese* dello stesso raccoglitore, Livorno 1877, S. XIV, Anm. 7.

2 Vgl. Michael Niehaus: Das Buch der wandernden Dinge. Vom Ring des Polykrates bis zum entwendeten Brief, München 2009, S. 243-246.

3 Sergej Tret'jakov: Die Biographie des Dings [1929], in: Über die Dinge. Texte der russischen Avantgarde, hg. von Anke Hennig, Hamburg 2010 (Fundus-Bücher, Bd. 108), S. 462-468, hier S. 465.

4 Ebd., S. 466.

An diesem Fließband träfen Herren und Arbeiter »nicht katastrophal aufeinander, sondern berühren sich organisch«. In der Biographie der Dinge können wir »den Klassenkampf in entwickelter Form auf allen Etappen des Produktionsprozesses miterleben«. Und: »nicht der Mensch, das Einzelwesen, geht durch den Aufbau der Dinge, sondern das Ding wandert durch die Formation der Menschen.«⁵ Bücher wie »Holz, Getreide, Kohle, Eisen, Flachs, Baumwolle, Papier, Lokomotive, Betrieb« seien noch nicht geschrieben.⁶ Dank den Forschungen von Max Blackwell wissen wir allerdings, dass schon zwischen 1750 und 1850 sogenannte *It-Narratives*, in denen Dinge und Sachen in der dritten Person Singular »ihre eigene Geschichte erzählen, von ihren erduldeten ›Abenteuern‹ Zeugnis ablegen«.⁷ Dieses Genre ist um 1800 in die Kinderliteratur ›abgesunken«.

Nach Auskunft von *Wikipedia* ist »[e]ine *Biografie* (auch *Biographie*, griechisch βιογραφία, von βίος, *bíos* Leben und -graphie von γράφω, *gráphō* ritzen, malen, schreiben) [...] die Lebensbeschreibung einer Person«.⁸ Die Übertragung auf ein Ding, auf eine Sache, der man nun offenbar auch ein *bíos* im Sinne von Leben, Lebensspanne, Lebensqualität und/oder Lebensgeschichte zuschreibt, bedarf einer Erklärung. Entspricht der Transfer, wenn einem Buch Leben bzw. Lebendigkeit zugeschrieben wird, einem (vor-)logischen Denken in Analogien, handelt es sich um eine Metapher, oder liegt eine Anthropomorphisierung, eine Animation oder gar eine »Dingbeseelung« im Sinne Karl-Sigismund Kramers vor?⁹ Bevor hier eine Antwort gegeben werden soll, wird es einmal darum gehen, das Phänomen zu dokumen-

5 Ebd., S. 467.

6 Ebd., S. 468.

7 Michael Niehaus: Dinge in Bewegung, in: Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen, hg. von Stefanie Samida, Manfred K.H. Eggert und Hans Peter Hahn, Stuttgart und Weimar 2014, S. 132-140, hier S. 139; vgl. *British it-narratives, 1750-1850*, hg. von Mark Blackwell, 4 Bde., London 2012. »Blackwell versteht unter *It-Narratives* Prosafiktionen, in der [recte: denen] unbekannte Objekte oder Tiere zu zentralen Charakteren werden, häufig mit einer eigenen Subjektivität begabt, nicht selten als Erzähler.«, siehe Niehaus, ebd., S. 139.

8 Siehe <https://de.wikipedia.org/wiki/Biografie> (zuletzt 21.1.2017).

9 Vgl. Karl-Sigismund Kramer: Die Dingbeseelung in der germanischen Überlieferung, München 1940 (Beiträge zur Volkstumsforschung, Bd. 5). Theoretisch hat sich der Volkskundler Karl-Sigismund Kramer (1916-1998) in seiner hochproblematischen Dissertation mit dem Begriff der »Dingbeseelung« auseinandergesetzt. Er ging »von einigen linguistischen Phänomenen und charakteristischen Wortprägungen aus, die auf eine eigenartige Lebendigkeit der Welt der Dinge schließen ließen.«, ebd., S. 1. Unter Dingbeseelung verstand Kramer »eine naturgewordene Lebendigkeit, die wir durch die – ebenfalls naturgewordene und natürliche – Einheit von

tieren. Barbara Bayer-Schurs schreibt in ihrer Dissertation *Das Buch im Buch. Untersuchungen zu einem Motiv in der gegenwärtigen literarischen Kommunikation* (2011), dem Buch würden sowohl fiktions-extern als auch -intern immer wieder menschliche Eigenschaften zugesprochen:

Es wird personifiziert und vermag dem passionierten Leser sogar Freunde oder Partnerschaft zu ersetzen. Umgekehrt verhilft gerade der Leser dem Buch zum »Leben«, eine Auffassung, die u. a. wirkungsästhetischen Konzepten wie dem Wolfgang Iser's geschuldet ist.¹⁰

Die Personifizierung des Buches hat eine lange Geschichte, ist aber noch im 20. Jahrhundert zu beobachten. Unter dem Eindruck der Bücherverbrennungen am 10. Mai 1933 im nationalsozialistischen Deutschland schrieb der belgische Pionier des Informationsmanagements und Begründer der modernen Dokumentationswissenschaft Paul Otlet (1866-1944), Bücher seien moralische und intellektuelle Personen, die zu zerstören man in einer zivilisierten Gesellschaft nicht das Recht habe, da man doch auch nicht mehr für Menschen die Todesstrafe anwende.¹¹ Und schon William Blades (1824-1890) schrieb in seinem *The Enemies of Books* (1880): »Like men, books have a soul and a body.«¹² Und das ist wiederum ein Echo auf die vielzitierten Verse Heinrich Heines aus der Verstragödie *Almansor* (1821): »Dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.« (Vers 243-244) Die Lebendigkeit des Buches erweist sich als magischer, rhetorischer (Metapher, Vergleich, Analogie), ästhetischer (das Als-ob), psychologischer

Stoff und Seele entstanden glaubten, eine Einheit, die unzertrennlich ist, wenn nicht der Gegenstand zerfallen soll.«, ebd., S. 26.

10 Barbara Bayer-Schur: *Das Buch im Buch. Untersuchungen zu einem Motiv in der gegenwärtigen literarischen Kommunikation*. Diss. phil. Uni. Göttingen, Göttingen 2011, siehe https://ediss.uni-goettingen.de/bitstream/handle/11858/00-1735-0000-0006-AEED-5/bayer_schur.pdf?sequence=1 (zuletzt 21.1.2017), S. 92.

11 »Les livres sont des personnes morales et intellectuelles. On n'a pas le droit de les détruire dans une société civilisée.«, Paul Otlet: *Traité de documentation. Le livre sur le livre, Theorie et pratique*, Bruxelles 1934, S. 329; vgl. dazu Françoise Waquet: *Parler comme un livre. L'oralité et le savoir (XVIe-XXe siècle)*, Paris 2003, S. 53-60 (»La sacralité du livre«). Zur nationalsozialistischen Bücherverbrennung vgl. Albrecht Schöne: *Göttinger Bücherverbrennung 1933. Rede vom 10. Mai 1983 zur Erinnerung an die »Aktion wider den undeutschen Geist«*, Göttingen 1983 (Göttinger Universitätsreden, Bd. 70), und *Die Bücherverbrennung. Zum 10. Mai 1933*, hg. von Gerhard Sauder, München 1983.

12 Zit. nach Caspar Hirschi und Carlos Spoerhase: *Kommerzielle Bücherzerstörung als ökonomische Praxis und literarisches Motiv. Ein vergleichender Blick auf das vorindustrielle und digitale Zeitalter*, in: *Kodex 3* (2013), S. 1-23, hier S. 4, Anm. 7.

(Wahrnehmungsweise) und wissenschaftlicher (Rezeptionstheorie) Effekt und ist Voraussetzung dafür, die ›Lebensspanne‹ eines Buches in seiner Gänze, mit seinen Phasen Rohstoffgewinnung, Herstellung, Warenform, Objektnutzung, Auflösung, oder aber partiell darzustellen. Der Mensch behauptete und behauptet diese Lebendigkeit, er erlebte sie, sie diene ihm als Erklärung oder aber er glaubte und wusste um sie als einer Tatsache und sah und sieht sich so auf unterschiedliche Weise legitimiert, das Leben des Gegenstandes Buches partiell oder vollständig aufzuschreiben bzw. sah und sieht seitdem überall Spuren und ›Informationen‹, die Teile einer Biographie bilden. Die Biographie von Dingen und also auch von Büchern wird von Menschen »wahrgenommen, beeinflusst, dokumentiert oder rekonstruiert«. ¹³

Dingbiographien

Nach Hans Peter Hahn, einem Ethnologen, ist die Beobachtung, »dass Dinge einen Lebenslauf haben, dass sie verschieden lange Lebensspannen durchlaufen, und dass sie in diesem Zeitraum in ganz verschiedenen Kontexten verwendet werden«, ein zentraler Aspekt in der Wahrnehmung materieller Kultur. ¹⁴ Die Grenzen der »biographischen Methode« Objekten gegenüber sieht er in der Lückenhaftigkeit der Informationen. ¹⁵ Aus ethnologischer Sicht warnt er davor, die Biographie auf »einzelne, isolierte Objekte zu konzentrieren«; vielmehr soll der »Wandel von Sachgüter-Ausstattungen nach Möglichkeit insgesamt« beschrieben werden. Weiter ist immer auch die Veränderung »der Kontexte und der Umgangsweisen« zu erschließen. ¹⁶ Und schließlich fordert Hahn, die Objektbiographie mit der »Biographie der Verwender« zusammen zu erforschen, ¹⁷ wegen der, wie Chris Gosden und Yvonne Marshall formulierten, gegenseitigen ›Information von Menschen und Dingen‹. ¹⁸ In dem kürzlich erschienenen Band *Biography of objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts* (2015) äußerte sich Hahn hingegen deutlich kritischer gegenüber der Metapher der »Objektbiografie«. Die

13 Nina Hennig: Objektbiographien, in: Samida (Anm. 7), S. 234-237, hier S. 234.

14 Hans Peter Hahn: Materielle Kultur. Eine Einführung, Berlin 2005, S. 40.

15 Ebd., S. 41.

16 Ebd., S. 42.

17 Ebd., S. 45.

18 »these transformations of person and object are tied up with each other.«, Chris Gosden und Yvonne Marshall: The cultural biography of objects, in: World archaeology 31 (1999), S. 169-178, hier S. 169; vgl. Hahn (Anm. 14), S. 45, und Hennig (Anm. 13), S. 235.

Argumente wollen aber nicht recht überzeugen. Weder die Schwierigkeit, das »Ende« einer Sache zu definieren, noch die, seine Lebensdauer vorauszusagen, spricht gegen das Konzept der Dingbiographie.¹⁹ Hahn denkt in Dingkollektiven, und zieht aus diesem Grund nicht die Dingbiographie eines Dinges in Betracht. Problematisch aber ist seiner Meinung nach die Übernahme biologistischer Konzepte und Denkmodelle, wie sie sich für die Ethnologie seit Edward B. Taylors Werk *Primitive Culture* (1871) beobachten lasse.²⁰ Er spricht von der »Schwäche der Biometapher«,²¹ von »falsche[n] Sprachbildern« und fordert, sich von den »biologischen Paradigmen« zu befreien.²² Eine zweite Schwierigkeit ist der Umgang mit dem Fragment: »[K]ann man die Scherbe als Fortsetzung des Lebens der Vase betrachten?«²³ Und drittens sind Kontext und Assemblagen wichtiger als einzelne Objekte. Als alternatives Sprachbild zum Konzept der »Objektbiographie« schlägt Hahn den Begriff des Itinerars vor, womit sich die »spezifischen Merkmale der Mobilität von Dingen« viel besser beschreiben ließen.²⁴ Die Frage nach dem heuristischen Gewinn eines Begriffes, der allerdings nicht nur eine Metapher ist, die sich zudem nicht nur aus der Biologie, sondern ebenso aus der Geistesgeschichte herleiten lässt, steht also auf dem Prüfstand.

Die Leiblichkeit des Buches

Der Leib des Buches, seine Materialität, interessiert hier unter biografischen Gesichtspunkten. Als Artefakt besteht er aus den Materialien Pergament, Papier, Tinte, Farben, Druckerschwärze, Faden, Holz, Karton, Leder, die wiederum Bearbeitungen von Rohstoffen sind. Dingbiographie meint demnach auch den Gestaltwandel oder die Metamorphosen, die Voraussetzung seiner Objektwerdung sind. Besonders das Papier und seine Herstellung war immer wieder Anlass seiner Ausdeutung. Heinrich Nehracher (1764-1797) aus Stäfa

19 »Ob ein Objekt einige Tage alt wird oder einige 100 Jahre ist weder vorhersagbar, noch nach klaren Kriterien definierbar.«, Hans Peter Hahn: Dinge sind Fragmente und Assemblagen. Kritische Anmerkungen zur Metapher der »Objektbiografie«, in: *Biography of objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts*, hg. von Dietrich Boschung, Patric-Alexander Kreuz und Tobias Kienlin, Paderborn 2015 (Morphomata, Bd. 31), S. 11-33, hier S. 19.

20 Ebd., S. 12.

21 Ebd., S. 13.

22 Ebd., S. 15.

23 Ebd., S. 22.

24 Ebd., S. 27.

(Kanton Zürich) schrieb in einem Aufsatz *Das Papier*,²⁵ dieses fordere zu seiner Erzeugung lediglich »den schlechtesten, verworfensten Stoff von uns«; durch »Auflösung und Zusammensetzung« jedoch geschehe eine »seltsame Verwandlung«, indem nun die »zerrissenen Kleidungsstücke von Monarchen und Bettlern [...] als Papier in alle vier Weltteile« kämen, in das »Cabinet des Fürsten, wie in die Strohütte; auf den Nachttisch der Damen und in die Gewürzbude«. ²⁶ Das egalitäre Prinzip wird durch Nehracher sowohl in der Verarbeitung bzw. im Rohstoff als auch in der allgemeinen Konsumation des Ausgangsproduktes, das alle sozialen Klassen gleichermaßen erreicht, gefeiert. Dieser Kontrast zwischen wertlosen Hadern und wertvollem Papier hat schon Christian Scriver (1629-1693), freilich in ganz anderer Absicht, in *Gottholds zufälligen Andachten* (1664) ausgedeutet:

Der Lumpenhändler geht und fährt durch Städte, Dörfer und Flecken, und man sucht auf sein Anmelden aus allen Winkeln zusammen die untauglichsten und zerrissensten Lappen, die man anders nicht zu gebrauchen weiß; die führt er seiner Mühle zu, wo sie verlesen, gewaschen, zerstoßen, geformt, geleimt, und kurz, also zubereitet werden, daß sie vor Königen und Fürsten zu kommen sich nicht zu schämen brauchen.²⁷

Dass das Buch Leben in sich trägt, verdankt es seinem materiellen Leib, dem Buchkörper. In Thomas Whartons Roman *Salamander* (2001) ist das Buch ein »grotesker menschlicher Körper« im Sinne Michail Bachtins:

Ein Buch, so sagen sie [sc. heilige Narren], besteht aus Nägeln, Zähnen, Haut, Sehnen und Knochenmark; aus Herz und Lungen, Leber, Galle und Nieren, aus Magen und Darm; aus dem Feuer des Atems und dem Wind der Blähungen; aus Schweiß, Spucke, Tränen, Schleim, Urin, Kot, Lymphe, Gelenkschmiere und Sperma. Sie verkriechen sich in dem Buch, das in ihren Händen lebendig und warm gehalten wird, schälen seine Blätter wie Schichten aus Haut, bis sie auf eine Seite aus Knochen stoßen.²⁸

25 Heinrich Nehracher: *Hinterlassene Schriften des Volks- und Vaterlandsfreundes Heinrich Nehracher von Stäfa*, mit vorangehender Beschreibung von dessen Leben hg. von J.[ohann] J.[akob] Leuthy, Zürich 1839, S. 110-112.

26 Ebd., S. 112; vgl. Alfred Messerli: *Lesen und Schreiben 1700 bis 1900. Untersuchung zur Durchsetzung der Literalität in der Schweiz*, Tübingen 2002 (Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 229), S. 102f.

27 Zit. nach ebd., S. 104, Anm. 103; vgl. dazu Lothar Müller: *Weißer Magie. Die Epoche des Papiers*, München 2012, S. 76-82 (»Die Lumpensammler, die Schreiber und die Kanzel«).

28 Thomas Wharton: *Salamander. Roman*, übers. von Theda Krohm-Linke, München 2003, S. 263. Im Original lautet das Zitat folgendermaßen: »A book, they say,

Die Analogien zwischen Buch und menschlichem Leib sind zahlreich (Buchrücken, Kopf, Kopfschnitt, Fuß) und orientieren sich am Vorn und Hinten, Oben und Unten des Bildspenders Mensch. Im populären Kontext konnte deshalb das Buch, insbesondere der Einband, mit dem Kleid einer Frau verglichen werden – so im *Thurgauer Volkskalender* (1838).²⁹ Ja, Bilderspender und Bildempfänger können sich sogar vertauschen, wenn Giacomo Casanova schreibt, die ›curiosité‹ lasse den Liebhaber sich einer Frau nähern wie den Leser einem Buch (»La femme est comme un livre«). Die Attraktion gehe vom Frontispiz aus; gefällt dieses, so stelle sich die Lust, es zu lesen (»l'envie de le lire«), ein. Deshalb täten die Frauen gut daran, auf ihr Äußeres, auf Figur und Kleider, zu achten. Aber auch ein hässliches Frontispiz vermöge den erfahrenen Liebhaber nicht zu täuschen: »Il se peut, se dit-il que le livre ne soit pas si mauvaise, et il se peut qu'il n'ait pas besoin de ce ridicule artifice.«³⁰

Das Buch als Kind oder Ansprechpartner

Ein wichtiges Element, das die Lebendigkeit des Buches ausmacht, ist der Umstand, dass es spricht bzw. sprechen kann. Als dichterische Praxis ist das vielfach belegt. Sein ›Werk‹ stellt der Dichter als ›sein Kind‹ vor, als ein Wesen, mit dem er sprechen kann. Das hat unter anderem mit der affektiven Besetzung zu tun, die er seinem ›Text‹, der aber immer eine konkrete, eine materielle Form als Schriftrolle, als Kodex oder als Buch aufweist, entgegenbringt. Ernst Robert Curtius zählt die Auffassung des Buches als eines

consists of nails, teeth, skin, tendon, marrow; of heart and lungs, liver, spleen, and kidneys, stomach and intestines; of the fire of the breath and the wind of the bowels; of sweat, spittle, tears, mucus, urine, bile, lymph, oil of the joints, and fluids of generation. The burrow into the book held warm and living in their hands, peel its leaves back like layers of flesh, come at last to blankness, a page of bone.«, ders.: Salamander, Toronto 2001, S. 271. Das Konzept des grotesken Körpers entwickelt Bachtin in seinem inzwischen klassischen Werk Michail M. Bachtin: Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur, übers. von Gabriele Leupold, hg. von Renate Lachmann, Frankfurt a.M. (1987) 1995 (stw, Bd. 1187), S. 345-412.

²⁹ Vgl. Messerli (Anm. 26), S. 66, Anm. 101.

³⁰ Giacomo Girolamo Casanova: Histoire de ma vie. Édition intégrale, Bd. 1, Wiesbaden und Paris 1960, S. 156; vgl. Rainer Gruenter: Erotische Buchmetaphorik in Casanovas ›Histoire de ma vie‹, in: Leser und Lesen im 18. Jahrhundert. Colloquium der Arbeitsstelle 18. Jahrhundert, Gesamthochschule Wuppertal, Schloss Lüntenbeck, 24.-26. Oktober 1975, Heidelberg 1977 (Beiträge zur Geschichte und Literatur und Kunst des 18. Jahrhunderts, Bd. 1), S. 101-113.

Kindes zu den Personalmetaphern, die als Vorstellung auf Platons Eroslehre zurückgehe.³¹

So redet Ovid in der Einleitung seiner *Tristia* (entstanden zwischen dem 8. und 12. Jahr nach Christus) sein Werk bzw. die Schriftrolle als ein vernünftiges Geschöpf an, indem er ihm aufträgt, von dem Verbannungsort des Autors, Temis am Schwarzen Meer, sich auf den Weg nach der Stadt Rom zu machen, und es instruiert, wie es sich in der Hauptstadt des Reiches zu betragen und zu antworten habe:

Ohne mich gehst du, mein Büchlein, zur Stadt, und ich will es dir gönnen.
 Weh mir! Ist deinem Herrn doch die Reise versagt.
 Geh denn, doch bar des Schmucks, wie es ziemt einem Buch des Verbannten:
 leidvoll trage das Kleid, das diesem Schicksal gemäß!
 Saft des Rittersporns soll dich mit purpurnem Glanz nicht umgeben,
 da diese Farbe ja doch sich für Trauer nicht schickt.
 Ziere Zinnober den Titel dir nicht, das Papier nicht die Zeder!
 Trag' nicht an schwarzer Stirn strahlende Hörner zur Schau!
 All diese Mittelchen mögen die glücklichen Bücher verschönen:
 dir aber ziemt es, gedenk meines Geschickes zu sein.
 Brüchiger Bimsstein soll dir die beiden Ränder nicht glätten,
 dass du recht struppig erscheinst wie mit verworrenem Haar.
 Brauchst dich auch nicht deiner Flecke zu schämen: es wird dann ein jeder,
 der sie erblickt hat, sehn, dass ich beim Schreiben geweint!³²

31 »Im Symposium führt Diotima aus, dass alle Menschen von gewaltiger Liebe zu Ruhm und Unsterblichkeit beherrscht seien. Viele suchen sich durch Kinderzeugen zu verewigen, andere aber »zeugen in den Seelen noch mehr als in den Leibern«. Solch ein Mann geht umher und »sucht das Schöne, in dem er zeugen könnte«. Er findet es in schönen Leibern, die mit adeligen Seelen verbunden sind. Wenn er einen »Schönen« gefunden hat, entsteht aus dem Umgang mit ihm eine geistige Zeugung. »Und jeder, fährt Diotima fort, würde sich lieber solche Kinder geboren sehen als die menschlichen, wenn er auf Homer schaut und Hesiod und die anderen guten Dichter, sie beneidend, dass sie solche Kinder zurücklassen, die ihnen unsterblichen Ruhm und Gedächtnis bereiten [...]«
 Ernst Robert Curtius: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern 1948, S. 140-141.

32 Ovid [d.i. Publius Ovidius Naso]: Briefe aus der Verbannung. Lateinisch und deutsch, übers. von Wilhelm Willige, eingeleitet und erläutert von Nikolas Holzberg, 5. Aufl., Mannheim [1960] 2011, I, 1,1-14, S. 3. »Parve – nec invideo – sine me, liber, ibis in urbem: / ei mihi, quod domino non licet ire tuo! / vade, sed incultus, qualem decet exulis esse; / infelix habitum temporis huius habe. / nec te purpureo velent vaccinia fuco – / non est conveniens luctibus ille color – / nec titulus minio, nec cedro charta notetur, / candida nec nigra cornua fronte geras. / felices ornent

Ovid nennt sein Buch gleichsam seinen (Vers-)Fuß (»pede«), mit dem er Rom betrete (I,1,16),³³ und wenn dort vielleicht jemand wissen wolle, wie es ihm gehe, so soll es sagen, dass der Autor noch lebe, nicht aber, dass er wohlauf sei (I,1,17-19).³⁴ Ja, er beneidet sein Buch um diese Reise (I,1,56f.) und möchte gleichsam mit ihm tauschen: »Gäben die Götter, dass ich dürfte mein Büchlein jetzt sein!« (»di facerent, possem nunc meus esse liber!«) (I,1,58).³⁵ Er bereitet es darauf vor, dass es in Rom seine Geschwister, seine anderen Bücher, antreffen werde (I,1,106-108), auch jene drei (die *Ars amatoria*), die ihm die Verbannung eingetragen hätten (I,1,111-116).³⁶

Wichtig ist hier auch die Vorstellung eines zeichenhaften Textkörpers. Die Schlichtheit seines Äußeren hat den traurigen Umständen der Verbannung des Dichters zu entsprechen. Nach Ursula Rautenberg wird hier »die primäre Aufgabe des Buches als Kommunikationsmittel, das der Speicherung und dem Austausch von Informationen dient, von einer sekundären, »uneigentlichen«, Funktion überlagert.«³⁷ In Anlehnung an Abraham A. Moles kann man einem »praktischen Ding« wie einem Schriftstück (bei Ovid eine Schriftrolle) außer einer primären bzw. denotativen Bedeutung eine sekundäre Bedeutung, die er als »ästhetisch« bzw. »konnotativ« bezeichnet, zuschreiben.³⁸ Diese, wie es Rudolf Kleinpaul (1845-1918) formulierte, »Sprache ohne Worte« (1888),³⁹ diese Semantisierung des Objekts findet nach Roland Barthes statt, »sobald das Objekt produziert und von einer Gesellschaft von Menschen konsumiert wird«.⁴⁰

haec instrumenta libellos: / fortunae memorem te decet esse meae. / nec fragili
geminae poliantur pumice frontes, / hirsutus sparsis ut videre comis. / neve
litarum pudeat; qui viderit illas, / de lacrimis factas sentiet esse meis.«, ebd., S. 2.

33 Ebd., S. 2f.

34 Ebd.

35 Ebd., S. 6f.

36 Ebd., S. 10f.

37 Ursula Rautenberg: Das Buch in der Alltagskultur. Eine Annäherung an zeichenhaften Buchgebrauch und die Medialität des Buches, in: Das Buch in der Informationsgesellschaft. Ein buchwissenschaftliches Symposium, hg. von Ludwig Delp, Wiesbaden 2005 (Buchwissenschaftliche Forschungen, Bd. 6), S. 7-30, hier S. 8.

38 Abraham A. Moles: *Théorie des objets*, Paris 1972, S. 48; vgl. dazu Winfried Nöth: *Handbuch der Semiotik*. 2. Aufl., Stuttgart und Weimar [1985] 2000, S. 527.

39 Vgl. Rudolf Kleinpaul: *Sprache ohne Worte. Idee einer allgemeinen Wissenschaft der Sprache*. Photomechanic reprint of the edition of 1888, Vorwort von Thomas A. Sebeok, Den Haag und Paris 1972.

40 Roland Barthes: *Semiotik des Objekts* [1985], in: ders.: *Das semiologische Abenteuer*, übersetzt von Dieter Hornig, Frankfurt a.M. 1988 (edition suhrkamp, Bd. 1441), S. 187-198, hier S. 190.

Auch die Flecken auf dem Papier sind dieser wortlosen Sprache zuzurechnen, indem sie als Spuren auf den weinenden Ovid verweisen. Giovanni Boccaccio wird in seiner *Elegia di madonna Fiammetta* (um 1343-1344) das Motiv aufgreifen und erweitern.⁴¹ Fiammetta, die Protagonistin, redet am Schluss ihr Buch an, gibt ihm Vorschriften, wie und wohin es sich wenden, auch wen es vermeiden soll.⁴² Ebenso wie für Ovids *Tristia* zieme sich eine luxuriöse Ausstattung »für die schwere Klage, die du trägst«, nicht.⁴³ Finde es aber eine Frau, »deren Augen beim Lesen nicht trocken bleiben, sondern sich mit vollen Mitleidstränen füllen, so sauge alle ihre Tränen ein und erhalte dir die heiligen Spuren mit denen der meinigen zugleich.«⁴⁴ Die Augen der Männer aber solle es fliehen; könne es aber ihre Blicke nicht vermeiden, so soll es sagen: »O! undankbares Geschlecht, welches der einfältigen Frauen spottet, dir ziemt es nicht, das Heilige zu sehen!«⁴⁵

Eine Sonderform des Buches als lebendiger Ansprechpartner des Autors (auch in einem erweiterten Sinne) ist das Tagebuch. Diese Vorstellung ist im 18. Jahrhundert überaus verbreitet. Nach Johann Georg Müller (1759-1819) etwa, dem Bruder des Historikers Johannes von Müller und seit 1794 Professor für Griechisch am Collegium humanitatis in Schaffhausen, ist »Dein Tagebuch [...] dein vertrautester, vielleicht einst dein aufrichtigster Freund.«⁴⁶ In diesem Sinne bot das *Neujahr-Geschenk für die liebe Jugend*

41 Nach Luisa Rubini Messerli ist das um »erotisches Begehren kreisende Werk in einer weiblichen Ich-Erzählform [...] in den institutionellen Gattungen schwer unterzubringen, insofern Elegie, Roman, Lyrik und Traktatistik darin koexistieren.«, Luisa Rubini Messerli: Der übertragene Körper. Boccaccios »Elegia di madonna Fiammetta« in deutscher Sprache zwischen Früher Neuzeit und Romantik, in: Körper – Kultur – Kommunikation, hg. von Alexander Schwarz, Catalina Schiltknecht und Barbara Wahlen, Bern u. a. 2014 (Tausch, Textanalyse in Universität und Schule, Bd. 18), S. 257-282, hier S. 257.

42 Giovanni Boccaccio: Fiammetta, übersetzt von Sophie Brentano [1806], durchgesehen von K. Berger [d.i. Katharina Kippenberg], Leipzig 1906, S. 235. Zu den »an die deiktischen Kategorien des hier- und jetztgebundenen sprechenden Ich« und »Fiammettas Selbst-In-Szene-Setzung als Schreibende, die sich in der eingeführten Meta-Ebene der Reflexion über das Schreiben, seine Modalitäten und Zeiten seine Hilfsmittel« vollziehe, vgl. Rubini Messerli (Anm. 41), S. 264.

43 Boccaccio (Anm. 42), S. 236.

44 Ebd., S. 237.

45 Ebd., S. 238.

46 Karl Stokar: Johann Georg Müller, Doktor der Theologie, Professor und Oberschulherr zu Schaffhausen, Johannes von Müllers Bruder und Herders Herzensfreund. Lebensbild, dargestellt von Karl Stokar, Basel 1885, S. 127 (Brief an Johannes Büel vom 23. Juni 1792). Vgl. dazu Messerli (Anm. 26), S. 213-230.

(1794) Auszüge »Aus Luischens Tagebuch«,⁴⁷ die unter anderem Reflexionen über den Nutzen des Tagebuchführens und -lesens anbieten: »du sollst mein bester Freund werden, der mir zu jeder Zeit Lehren und Ermahnungen bereitet hat, und mir treu die Wahrheit sagt, in allem.«⁴⁸

Tatsächlich gestaltet sich das Verhältnis des Autors zu seinem Tagebuch problematischer. So rückt am 18. März 1777 Ulrich Bräker (1735-1798) ein »Gespräch mit seinem Büchelgen« in sein Tagebuch ein. Dieses weiß um seine therapeutische Funktion: »Komm nur, und vertrau' mir, was du willst; ich bin verschwiegen, und nehme alles an, ohne ein Wort einzureden, und ohne einem Menschen davon auch nur eine Sylbe zu sagen ...« Bräker nennt es »mein[en] Herzensfreund! Du reines weisses Papier«,⁴⁹ während dieses wiederum staunt: »Was du da für Zeug auf meine Stirne mahlst!«⁵⁰ Das Tagebuch versteht sich hier gleichsam als ein Gefäß, das das Geschriebene aufnimmt und transportiert.

Das Buch spricht

Nicht nur auf der Produktionsseite des Autors ist der Topos des Buches, das angesprochen wird, verbreitet. Ihm entspricht auf der Seite der Reproduktion, beim Leser, die Vorstellung, das Buch spreche zu einem. Die Ehrfurcht, die man in der Frühen Neuzeit im ländlichen Milieu dem Buch entgegenbrachte, gründete nach Robert Muchembled in einem vagen Gefühl, »dass es die Fähigkeit besitzt, ihre Existenz zu verändern«.⁵¹ Dem Buch sei das Vermögen des »agir à distance« eigen,⁵² was als wunderbar, als faszinierendes Paradox oder aber als beunruhigend empfunden werden konnte. Diese Vorstellung eines »tätigen Buches« verdankt sich nicht so sehr einem

47 Neujahr-Geschenk für die liebe Jugend. Enthält moralische Erzählungen in Briefen entworfen, ein Probe-Bogen von einem Kinderfreund, o. O. [Zürich] 1794, S. 5-17.

48 Ebd., S. 5.

49 Ulrich Bräker. Sämtliche Schriften, hg. von Andreas Bürgi, Bd. 1: Tagebücher 1768-1778, bearbeitet von Alfred Messerli, Andreas Bürgi zusammen mit Heinz Graber, Christian Holliger, Claudia Holliger-Wiesmann und Alois Stadler, München und Bern 1998, S. 735.

50 Ebd., S. 736.

51 Robert Muchembled: Die Erfindung des modernen Menschen. Gefühlsdifferenzierung und kollektive Verhaltensweisen im Zeitalter des Absolutismus, übersetzt aus dem Französischen von Peter Kamp, Reinbek bei Hamburg 1990 (Rowohlt's Zyklopädie, Kulturen und Ideen, Bd. 510), S. 321.

52 Pierre Bourdieu und Roger Chartier: Comprendre les pratiques culturelles, in: Pratiques de la lecture, hg. von Roger Chartier, Marseille und Paris 1985, S. 217-239, hier S. 229.

magischen Denken, als vielmehr der Schwierigkeit, die revolutionäre Leistung, das ganz Neue und ganz Andere der Schrift mit den nun alten und alt gewordenen Begriffen einer Kultur »vor der Schrift« auszudrücken bzw. zu denken.⁵³ Dafür ein Beispiel: Der Bündner Reformator Stephan Gabriel (um 1570-1638) rückte 1611 in dem von ihm verfassten, überaus populären rätoromanischen Katechismus *Ilg Vêr Sulaz da pievel giuwan* ein Lied ein mit dem Titel *Davart la Scartira, chei nizeivel kunst quella seig* (Über die Schrift, welch nützliche Kunst diese sei), worin die Möglichkeiten und die Bedeutung der Kulturtechniken Schreiben und Lesen verhandelt werden. In der von Iso Camartin besorgten Übersetzung lautet die zweite Strophe folgendermaßen:

Welch wunderbare Sache ist es doch: Man kann den Mund geschlossen halten, und dennoch reden, dennoch alles kundtun. Ihr staunt wohl sehr, daß einer in Ilanz wohnen kann und dennoch mit einem Freund zu reden vermag, der unten am Meeresufer wohnt.⁵⁴

Das von Gabriel formulierte Wunderbare wird als ein Paradox präsentiert. In ihm wird einerseits Unbekanntes (handschriftliche Kommunikation) durch Analogierelation mit Vertrautem (Mündlichkeit), Abstraktheit oder Unanschaulichkeit (das raum- und zeitüberwindende Kommunikationsmittel Brief) durch anschauliche und körperbezogene Vorstellungen (Kommunikation von Angesicht zu Angesicht) erschlossen und gedeutet, und so Komplexität rigoros auf einfach Strukturen reduziert.⁵⁵

- 53 Vgl. dazu für den kolonialen Kontext (Amerika, Südafrika) Tzvetan Todorov: Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen, aus dem Französischen von Wilfried Böhringer, Frankfurt a.M. 1985 (edition suhrkamp, Bd. 1213), S. 99; Umberto Eco: Die Grenzen der Interpretation, übersetzt von Günter Memmert, München 1995, S. 11-17; Gesine Krüger: Das »sprechende Papier«. Schriftgebrauch als Zugang zur außereuropäischen Geschichte, in: Historische Anthropologie 11 (2003), S. 355-369; dies.: Schrift – Macht – Alltag. Lesen und Schreiben im kolonialen Südafrika, Köln, Weimar und Wien 2009, S. 307-314 (»Magie, Macht und Missverständnisse«) und S. 315-322 (»Der »dumme Analphabet« und die Macht der Schrift«).
- 54 Iso Camartin: Identität und Marginalität – ein unvermeidlicher Konflikt?, in: Forum der Schriftstellerinnen und Schriftsteller = des *écrivaines et écrivains* VIII, Aarau, Frankfurt a.M. und Salzburg 1995, S. 46-61, hier S. 48-49. Die Stelle lautet im rätoromanischen Original: »Chei marvilgiusa caussa / Ei quei, ch'ün sa plidar, / Taner la bucca claussa, / A d'antallir tut dar? / Vus smarvilgeit zun fische, / Ch' ün po a Lgiont tshou star, / Plidar cun ün amige, / Ca stat giu vi d' la Mar.«, ebd., S. 48; vgl. Messerli (Anm. 26), S. 61-69.
- 55 Vgl. Karlheinz Jakob: Maschine, mentales Modell, Metapher. Studien zur Semantik und Geschichte der Techniksprache, Tübingen 1991 (Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 123), S. 41.

Ein Flugblatt, das zum »Andenken an das Buchdruckfest am Johannestag 1840« in St. Gallen auf einer Druckerpresse auf den Festplatz gedruckt wurde, vergleicht in einem Lied die Bibel mit einem Apostel, der in alle Hütten das »frohe Gotteswort« trage, das gedruckte Buch mit einer »Karawane« oder einem »Schiff des Geistes«, welches uns Wissen aus weit entlegenen Orten oder längst vergangenen Zeiten vermittele:

Was da ein Volk beschweret,
Das hört das and're weit;
Es reden alte Zeiten
Mit uns'rer neuen Zeit.⁵⁶

Das Buch wurde weiter mit einem Freund oder mit einem Lehrer verglichen. Er »spricht« oder »unterrichtet« wie ein Mensch, besitzt aber nicht dessen Unzulänglichkeiten. Nach Cicero sei das Bücherwesen, schrieb Johann Heinrich Ulrich (1575-1630) zur Gründung einer *bibliotheca nova Tigvrinorum* 1629,

ein trefflicher haußrath / deren geschlecht vnd gesind lieblich vnnnd an-
genem / sehr haußlich vnd guter geberden. Dann diß widerstrebt vnd
widersetzt sich nit / schlegt vnnnd balget nicht / ist nicht verkippet / nicht
verfressen / nicht halsstarrig. So man diß gsind (Bücher) heisset reden / so
redens / heisset man sie schweigen / so schweigens: wartend gneigt vnnnd breit
auff allen vnnnd jeden befelch / von denen man anders nicht dann was vnnnd
wie viel einer begehrt / hört vnnnd vernimbt / vnnnd kombt einer alzeit von
jñnen gschickter dann er zu vor gewesen.⁵⁷

Dieses Bild greift noch im 19. Jahrhundert der Obwaldner Professor und Prä-
fekt, Pater Placidus Rigert, in seiner Abhandlung *Über die Lektüre* (1889) auf,
wenn er zu bedenken gibt, wie leicht und bequem einen Bücher unterrichten.
Vor ihnen könne man ohne Scham seine Unwissenheit bekennen. Bücher seien
Lehrer, die einen »ohne Ruthe, ohne Zorn und ohne Lohn« belehrten: »Wenn
du zu ihnen kommst, so schlafen sie nicht, wenn du sie fragst, so verstecken
sie sich nicht, machst du einen Fehler, so murren oder lachen sie nicht.«⁵⁸

56 Andenken an das Buchdruckerfest am Johannestag 1840 zu St. Gallen, St. Gallen:
Druck der Zollikofer'schen Presse auf dem Festplatz (1840).

57 [Ulrich, Johann Heinrich]: BIBLIOTHECA NOVA TIGVRINORVM PVBLICO-
PRIVATA. Selectiorum Variarum Linguarum, Artium & Scientiarum LIBRORUM.
Ex Liberalitate & munificentia bonorum utrius Das ist / Neue Bibliothec welche
gmein vnd eigen einer Ehrlichen Burgerschafft der loblichen Statt Zürich [...], o.O.
[Zürich] 1629, S. 14.

58 Placidus P. Rigert: *Über die Lektüre*, in: Jahres-Bericht über die Kantonal-Lehranstalt
zu Sarnen, Obwalden für das Schuljahr 1888/1889, Sarnen 1889, S. 1-27, hier S. 3f.

Diese Stelle ist übrigens, wie aus einem älteren Aufsatz von Jan-Dirk Müller zu entnehmen ist, eine wörtliche Übersetzung aus Richard de Burys (1287-1345) berühmtem *Philobiblon* (1345),⁵⁹ was Michael Gieseckes These, erst durch den Buchdruck sei eine vom mündlichen Vortrag »unabhängige Informationsquelle« entstanden, die auch unabhängig von der Schule Wissen vermittele und langfristig die Autorität des Lehrers relativiere, fragwürdig erscheinen lässt.⁶⁰

Das Bild des Buches als »Freund« oder »Lehrer« beschönigt insofern den Sachverhalt, als das Besondere ja gerade die gleichsam absolute Verfügungsgewalt über das Buch aus Sicht des Lesers seine Attraktivität ausmacht. Das Buch ist hier eigentlich ein Sklave, ein Roboter, eine »Maschine«. Die ebenso mächtige wie illusionäre Metapher vom »Gespräch mit dem Buch« erweist sich als Strategie, »mit den Mitteln der Schrift den Schein unmittelbarer Verständigung herzustellen«. ⁶¹ Cécile Dauphin spricht in Hinblick auf die Briefdidaktik von einer »illusion de l'oralité«, die auch für diesen Fall zutrifft.⁶²

Nicht funktional oder abwertend beschwor hingegen der mittelalterliche Übersetzer Juda ibn Tibbon (1120-1190) in seinem Testament die jüdische Liebe zum Buch mit der Maxime: »mache deine Bücher zu deinen Gefährten, lass deine Bücherkästen und -regale deine Gärten und dein Paradies sein.«⁶³ Nach Moshe Idel geht aus zahlreichen kabbalistischen und chassidischen

59 Vgl. Jan-Dirk Müller: Der Körper des Buches. Zum Medienwechsel zwischen Handschrift und Druck, in: Materialität der Kommunikation, hg. von Hans Ulrich Gumbrecht und Karl Ludwig Pfeiffer, Frankfurt a.M. 1988 (stw, Bd. 750), S. 203-217, hier S. 210. »Hi sunt magistri, qui nos instruunt sine virgis et ferula, sine verbis et cholera, sine pannis et pecunia. Si accedis, non dormiunt; si inquirens interrogas, non abscondunt; non remurmurant, si oberres; cachinnos nesciunt, si ignores.«, Richardus de Bury: *Philobiblon* oder über die Liebe zu den Büchern. Lateinisch-deutsche Ausgabe, übers. von Alfred Hartmann, o.O. 1955, S. 25 und 91.

60 Vgl. Michael Giesecke: Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien, Frankfurt a.M. 1991, S. 220.

61 Robert Stockhammer: Leseerzählungen. Alternativen zum hermeneutischen Verfahren, Stuttgart 1991, S. 32.

62 Vgl. Cécile Dauphin: Les manuels épistolaires au XIX^e siècle, in: La correspondance. Les usages de la lettre au XIX^e siècle, hg. von Roger Chartier, Alain Boureau, Cécile Dauphin, Jean Hébrard, Pierrette Lebrun-Pezzerat, Anne Martin-Fugier und Danièle Poublan, [Paris] 1991, S. 209-272, hier S. 229-231.

63 Zit. nach Andreas B. Kilcher: »Volk des Buches«. Zur kulturpolitischen Aktualisierung eines alten Topos in der jüdischen Moderne, in: Münchner Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur 2 (2009), S. 43-58, hier S. 44.

Texten hervor, dass das laute Lesen der Tora »als Mittel galt, Gott anzuhängen bzw. sich mit ihm zu vereinigen«. ⁶⁴

In einer zweiten Denkfigur, die vor allem die raum- und zeitversetzte Kommunikation mit dem Buch herausstellt, gewinnen tatsächlich die Stimmen der toten Autoren und die Stimmen der Leser für die Nachgeborenen an Bedeutung. »Wir«, schreibt Ulrich, »die wir gegenwärtig / gleichsam mit den nachkommenden reden / vnnnd also ein jede zeit / sie seyge vergangen / oder zukünftig / vnser eigen machen«, können »dieselbige auff vns ziehen«. ⁶⁵ Damit ist nach Sigrid Weigel eine »Urszene kulturwissenschaftlicher Lektüre, die sich im Modell von Verhandlungen mit den Schriftstellern der Vergangenheit definiert«, beschrieben. ⁶⁶ So formuliert auch Stephen Greenblatt in *Verhandlungen mit Shakespeare* (1988) den »Wunsch, mit den Toten zu sprechen«. Literaturprofessoren als »bestallte Schamanen der Mittelklasse« wüssten zwar um die Unerfüllbarkeit dieses Wunsches, könnten aber davon nicht ablassen:

Gewiss, ich höre stets nur meine eigene Stimme, aber meine Stimme war zugleich die Stimme der Toten, insofern es den Toten gelungen war, Textspuren von sich selbst zu hinterlassen, die sich durch die Stimme der Lebenden zu Gehör bringen. ⁶⁷

Jan-Dirk Müllers Befund bleibt zwiespältig. Einerseits sind die »Bücher« die Lehrmeister, nicht die »Autoren«. Andererseits wird der Autor in der Lektüre als anwesend gedacht. ⁶⁸ Und während in der Manuskriptkultur »[d]er Körper des Buches – eigentlich eine Metapher – [...] Garant für die Dauer des Wortes und die Präsenz von Autor und Sinn« war, ⁶⁹ »simuliere« das technisch re-

64 Moshe Idel: Die laut gelesene Tora. Stimmengemeinschaft in der jüdischen Mystik, in: Zwischen Rauschen und Offenbarung. Zur Kultur- und Mediengeschichte der Stimme, hg. von Friedrich Kittler, Thomas Macho und Sigrid Weigel, Berlin 2002, S. 19-53, hier S. 28. »Das laute Lesen der Tora wurde gewissermaßen zu einem lautlich-klanglichen Talisman, der ein Behältnis übernatürlicher Kräfte darstellt.«, ebd., S. 35. Durch die Aktualisierung der Konsonanten werde der göttlichen Macht eine Stätte, ein Tempel errichtet, und ihre Anwesenheit/Präsenz ermöglicht, ebd., S. 46.

65 Ulrich (Anm. 57), S. 12.

66 Sigrid Weigel: Die Stimme der Toten. Schnittpunkte zwischen Mythos, Literatur und Kulturwissenschaft, in: Kittler (Anm. 64), S. 73-92, hier S. 75.

67 Stephen Greenblatt: Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance, aus dem Amerikanischen von Robin Cackett, Frankfurt a.M. 1990, S. 9.

68 Vgl. Müller (Anm. 59), S. 210.

69 Ebd., S. 215.

produzierte Buch lediglich »die sinnlich Präsenz, die die mittelalterlichen Schreiber noch im Buch erfuhren.«⁷⁰ Ist demnach das neuzeitliche, das moderne gedruckte Buch nur ein Klon (altgr. κλών *klon* ›Zweig‹, ›Schössling‹), worunter eines oder mehrere genetisch identische Individuen von Lebewesen zu verstehen wären? Ist das gedruckte Buch nicht »lebensfähig«?

Das Buch spricht für mich

Jakob Strickler schrieb 1757 ein Gedicht »Ueber Jakob Staubs zu Richtenschweil [Richterswil, Kanton Zürich], Hirtenstahl, Zürcher Chronik« in sein Rechenbüchlein. Es ist das wohl die Kopie oder der Entwurf eines für Jakob Staub entworfenen gereimten Besitzvermerkes. Dieser lautet folgendermaßen:

Mein liebes Buch, hör, laß dir sagen
 Kommt einer und will weg dich tragen
 Sag, lieber Freund, laß mich in Ruh
 Ich hör dem Jakob Staub jetzt zu.
 Im Hirtenstahl ist er bekannt
 Richtenschweil sein Vaterland,
 Am Zürichsee gar wohl gelegen.
 Gott gibt ihm da viel Glück und Segen.
 Er hat mich kauft und wohl bezahlt,
 Drum bin ich jetzt in seiner Gwalt.
 Er zahlt für mich sechzg Schilling gut,
 Gott halt ihn stets in seiner Hut.
 Er will ihm auch nach diesem Leben
 Das fürnehmst Erb im Himmel geben.⁷¹

Nicht die Tatsache, daß hier der Besitzer von Johann Heinrich Bluntschli (1656-1722) *Memorabilia Tigurina* aus dem Jahre 1710 oder 1740 mit Namen und Wohnort genannt wird, ist bedeutsam, sondern *wie* das geschieht. In einer Rede an das Buch wird es über die neuen Besitzverhältnisse informiert und darüber, wie es zu ›sprechen‹ habe, wollte jemand es sich aneignen. In dieser Redeanleitung wird das Buch und sein Besitzer selber lebendig. Etwas

⁷⁰ Ebd., S. 216.

⁷¹ Walter Höhn-Ochsner: Aus dem Leben und Wirken des Schulmeisters Jakob Strickler. Im Fälmis am Richterswilerberg 1688-1763, Richterswil o.J. [1957], S. 30f..

Hokuspokus liegt in dieser durch direkte Adressierung gesteigerten Drohung, die sowohl mit der Kraft der direkten Rede als auch mit der Naivität des Lesenden rechnet. Das Buch stellt sich in diesem Reim nicht als Ding, sondern als Wesen dar, das die Interessen des abwesenden Besitzers zu vertreten vermag. Dass hier das Buch als ein vernunftbegabtes Wesen präsentiert wird, kann sowohl als Ausdruck einer Wertschätzung, seines materiellen und ideellen Wertes gedeutet werden, ebenso als Rückgriff auf populäre Vorstellungen, die Lesen in Analogie zu Sprechen zu verstehen suchen. Die ersten vier Zeilen sind übrigens von Jakob Strickler nicht gedichtet, sondern lediglich variierend übernommen worden. In ein *Historienbuch*, ein Patengeschenk aus dem Jahre 1780, schrieb der Eigentümer, der in Adelsboden (Kanton Bern) lebte:

Hör, Buch, was ich dir will sagen:
 Komt [e]in Dib und wil dich wägtragen,
 So sprich: Las mich leigen in Ruh!
 Ich gehöre dem Johannes Schmid zu.⁷²

Dass diese Buchdiebsverse unter Kindern sich großer Beliebtheit erfreuten, ist nicht weiter erstaunlich. Das Vorhandensein vieler ähnlich aussehender Exemplare an einem Ort machte etwa in der Schule eine eindeutige Zuordnung von Buch und Besitzer notwendig, um Verwechslungen und unrechtmäßigen Aneignungen vorzubeugen. Die rabiaten Drohungen gegen denjenigen, der ein Buch an sich nimmt, das ihm nicht gehört, überspielen die beschränkten exekutiven Möglichkeiten, ja die Machtlosigkeit des abwesenden Besitzers und setzen deshalb auf präventive Abschreckung:

Dies Buch ist mir lieb, wer's stiehlt ist ein Dieb.
 Seis Weib oder Kind, er soll werden blind.
 Seis Mann oder Maus, er soll ins Zuchthaus.
 Seis Herr oder Knecht, der Galgen ist ihm g'recht.⁷³

72 Alfred Bärtschi: Adelsboden. Aus der Geschichte einer Berggemeinde, Bern 1934, S. 157; vgl. dazu Ernst Ludwig Rochholz: Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz, Leipzig 1857, S. 53 (Nr. 108); Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Volksüberlieferungen aus allen Landen deutscher Zunge, hg. von Franz Magnus Böhme, Leipzig 1897, S. 295 (Nr. 1459); Kinderlieder der Deutschen Schweiz, nach mündl. Überlieferung, ges. und hg. von Gertrud Züricher, Basel 1926 (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 17), S. 79 (Nr. 1209).

73 Rochholz (Anm. 72), S. 53 (Nr. 111); vgl. ebenso W.[ilhelm] Schwartz: Gegen Bücherdiebe, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 2 (1892), S. 85; Böhme (Anm. 72), S. 294 (Nr. 1453), S. 295 (Nr. 1456-1458); Züricher (Anm. 72), S. 79 (Nr. 1203-1205). Ein Beleg in Wilhelm Wattenbach: »Daß buch ist mir lip, / wer mirß sthilt, der ist

Dieses Buch hab ich gekauft,
 N. bin ich getauft,
 N. ist mein Geschlecht,
 In Basel ist mein Bürgerrecht.⁷⁴

Elise bin ich geheissen
 Und N.N. bin ich getauft,
 Dies Büchlein soll keins zerreißen,
 Es ist um drei Batzen gekauft.⁷⁵

Man kann hier das Buch als ein ›sprechendes Objekt‹ bezeichnen. Während in den ersten beiden Beispielen der Besitzer spricht und das Buch instruiert, wie es zu sprechen habe, wenn jemand es unrechtmäßig sich aneignen wollte, wendet sich in den Beispielen drei bis fünf der Schreiber/Besitzer in direkter Rede unmittelbar an denjenigen, der den Bucheignervers liest. Buch und Schreiber/Besitzer sprechen dank der gereimten ›Inschrift‹, die dieser in der Regel im vorderen Spiegel des Buches angebracht hat.⁷⁶ Die Stimme aber gehört einem Dritten – dem potentiellen Buchdieb – die durch den Schreiber/Besitzer hier zwecks Abschreckung vor Diebstahl bzw. Information über die Besitzverhältnisse instrumentalisiert wird. Dieses ›Setting‹ entspricht exakt den Verhältnissen, wie sie der Gelehrte und ›poeta doctus‹ Jesper Svenbro für das antike Griechenland beschrieben hat.⁷⁷ Die Inschrif-

ein dip: / eß sey ryter oder knecht, / so ist her an den galgen gerecht.« datiert von 1514, ders.: Das Schriftwesen im Mittelalter, 2. Aufl., Leipzig [1871] 1875, S. 447. Zu weiteren Sprüchen und Versen gegen Buchdiebe vgl. ebd., S. 443-447. Nach Gerhard Eis ist der Brauch, sich gegen das Stehlen von Büchern unter anderem durch das Hineinschreiben strenger Warnungen und Strafandrohungen zu schützen, zuerst bei den Benediktinern von Montecassino aufgekommen. Der kindertümliche Bucheignervers habe »sich jedenfalls aus der alten benediktinischen Tradition entwickelt, die den allgemeinen Judasfluch [sc. Androhung des Gehenktwerdens] in den Dienst des Buchschutzes stellte.« Gerhard Eis: Verfluchung des Buchdiebs, in: ders.: Altdeutsche Zaubersprüche, Berlin 1964, S. 124-129, S. 127.

74 Züricher (Anm. 72), S. 79 (Nr. 1206), vgl. Böhme (Anm. 72), S. 295 (Nr. 1454).

75 Züricher (Anm. 72), S. 79 (Nr. 1208).

76 Vgl. Reclams Sachlexikon des Buches, hg. von Ursula Rautenberg, 2. Aufl., Stuttgart [2003] 2003, S. 199 und 469.

77 Vgl. Jesper Svenbro: Archaisches und klassisches Griechenland. Die Erfindung des stillen Lesens, in: Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm, hg. von Roger Chartier und Guglielmo Cavallo, Frankfurt a. M. und New York 1999, S. 59-96; ders.: Stilles Lesen und die Internalisierung der Stimme im alten Griechenland, in: Kittler (Anm. 64), S. 55-71; ders.: Phrasikleia. Anthropologie des Lesens im alten

ten auf steinernen Weihgaben (»Ich bin das Grab des Glaukos«) und beweglichen Objekten wie Amphoren (»Kleimachos machte mich und ich bin sein«) funktionieren auf die gleiche Weise. »Lesen heißt somit, seine eigene Stimme dem geschriebenen Wort (letztlich dem Schreiber) zur Verfügung zu stellen.«⁷⁸ Während aber Mario Burzachechi die »oggetti parlanti« aus einem animistischen Weltverständnis der Griechen heraus zu erklären versuchte,⁷⁹ hängt für Svenbro die Wahl der ersten Person »von einer ungewöhnlichen Inszenierung« des beschrifteten Objektes ab, »das als ein ›ich‹ gegenüber dem ›du‹ des Lesers gegenwärtig ist, bei gleichzeitiger Abwesenheit« des Schreibers/Besitzers, der als ›er‹ oder ›sie‹ bezeichnet wird.⁸⁰

Das Buch als magisches Ding und seine Enden

Die affektive, ja magische Aufladung, die einem Buch entgegengebracht wurde, lässt sich sowohl in der jüdischen als auch in der islamischen und christlichen Kultur vielfach belegen. Es war ein Gegenstand, dem man mit Ehrfurcht begegnete. Salman Rushdie hat das in einer Kindheitserinnerung, als Zeugnis der islamischen Kultur, eindrücklich und witzig zugleich beschrieben. Wenn ein Buch zu Boden fiel, habe man es aufgehoben und, gleichsam als Entschuldigung für das respektlose Missgeschick, geküsst. Und diese Geste habe er nicht nur heiligen Schriften, sondern auch Wörterbüchern, Romanen von Enid Blyton und den Superman-Comics zuteilwerden lassen.⁸¹

Griechenland, übersetzt aus dem Französischen von Peter Geble, Paderborn und München 2005.

78 Svenbro (2002), (Anm. 77), S. 63.

79 Vgl. Mario Burzachechi: Oggetti parlanti nelle epigrafia greche, in: Epigraphica 24 (1962), S. 3-54.

80 Svenbro (2002) (Anm. 77), S. 65.

81 »I grew up kissing books and bread. In our house, whenever anyone dropped a book or let fall a chapati or a ›slice‹, which was our word for a triangle of buttered leavened bread, the fallen object was required not only to be picked up but also kissed, by way of apology for the act of clumsy disrespect. I was as careless and butter-fingered as any child and, accordingly, during my childhood years, I kissed a large number of ›slices‹ and also my fair share of books. Devout households in India often contained, and still contain, persons in the habit of kissing holy books. But we kissed everything. We kissed dictionaries and atlases. We kissed Enid Blyton novels and Superman comics. If I'd ever dropped the telephone directory I'd probably have kissed that, too. [...] Bread and books: food for the body and food for the soul – what could be more worthy of our respect, and even love?«, Salman Rushdie: Is nothing sacred?, in: Granta 31 (1990), S. 97-111, S. 98. Der Text ist selbstverständ-

Ebenso küsste die Mutter des in Fischenthal (Kanton Zürich) geborenen Webers und späteren Dichters Jakob Senn (1824-1879), wenn ihr aus Versehen ein religiöses Buch auf den Boden fiel, »dasselbe, nachdem sie es aufgehoben, äußerlich auf beiden Deckeln« und hielt die Kinder dazu an, in gleichen Fällen es ebenso zu tun.⁸² Der gleichsam rituelle Umgang mit dem Buch und seine hohe Wertschätzung erklären sich aus seinem seltenen Vorkommen noch im 19. Jahrhundert in der breiten Bevölkerung.⁸³ Zahlreiche populäre Erzählungen weisen nach Rudolf Schenda darauf hin,

dass den Analphabeten das B.[uch] als Informationsträger, aus welchem die Gebildeten Wissen und Macht schöpfen, lange Zeit ein nicht nur unverständlicher, sondern geradezu numinoser, einerseits Furcht erregender, andererseits aber auch beschützender Gegenstand geblieben ist.⁸⁴

Die Identifizierung mit dem Buch und seine Wertschätzung zeigen sich besonders im Judentum. Der Topos geht auf den Koran zurück, worin es als »Volk der Schrift« (ahel al-kitab) bezeichnet wird, was »geradezu zu einem Metonym der Juden wurde«.⁸⁵ Die »eindringliche Wendung« für das Buch im Judentum als ein »portatives Vaterland« fand Heinrich Heine in den *Geständnissen aus der Matratzengruft* (1854).⁸⁶

Man kann hier auch von einer *Expansion* des Buches »von dem einen, partikularen und heiligen Buch zur säkularen und universellen Bibliothek aller Bücher« sprechen, wie sie Andreas B. Kilcher für die moderne Uminterpretation der Rede von den Juden als dem »Volk des Buches« zum »Volk der Bücher« konstatierte.⁸⁷ Die säkulare Variante wurde auf die eindrücklichste Weise

lich vor dem Hintergrund des Autodafés von Salman Rushdies *The Satanic Verses* (1988) am 14. Januar 1989 vor dem Stadthaus in Bradford (England) und des genau einen Monat später von Ajatollah Chomeini ausgesprochenen Rechtsgutachtens, der Fatwa, zu verstehen.

82 Jakob Senn: Ein Kind des Volkes. Schweizerisches Lebensbild von Jakob Senn. Aus dem Nachlass hg. von O.[tto] Sutermeister, Bern 1888, S. 54.

83 Vgl. Rolf Engelsing: Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft, Stuttgart 1973, S. 89; Daniel Fabre: Le livre et sa magie. Les liseus dans les sociétés pyrénéennes aux XIX^e et XX^e siècles, in: Chartier (Anm. 52), S. 181-206.

84 Rudolf Schenda: Buch, in: Enzyklopädie des Märchens. Handbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, hg. von Kurt Ranke, Hermann Bausinger, Wolfgang Brückner, Max Lüthi, Lutz Röhrich und Rudolf Schenda, Bd. 2, Berlin und New York 1979, Sp. 965-970, hier Sp. 969.

85 Kilcher (Anm. 63), S. 43.

86 Zit. nach ebd., S. 50.

87 Ebd., S. 45.

durch den Schriftsteller und Übersetzer Karl Wolfskehl (1869-1948) verkörpert und in zahlreichen Beiträgen über das Sammeln von Büchern schriftlich formuliert. Wolfskehl wurde als Sohn einer jüdischen Patrizier-Familie in Darmstadt geboren.⁸⁸ Seine »profanierte Bibliophilie der zwanziger Jahre hatte zum Buch als Ding eine magisch-erotische Beziehung«. ⁸⁹ Ein Buch »ist ein Stück Leben – welcher Art auch immer –, ein mitschwingender Teil des wechselvollen Daseins.« Nur »indem es mittut, genommen wird, aufgeschlagen wird, hingestellt wird, wieder und wieder vorgeholt, oder indem es seinem Besitzer in lebendiger Anteilnahme näher kommt oder über wird«, erhalte es »Sonderdasein, Sondercharakter, Sonderbedeutung, Individualität«. ⁹⁰ Dem wirklichen Sammler drängen sich die Dinge zu ihm, »die Dinge wollen ihn, [...] wollen teilhaben an ihm, im Dasein bleiben durch ihn.« Er ist ein »Werbender des Geistes« und »alleweil auf Brautschau«. ⁹¹ Ein Buch ist wie eine »Haremsschöne, die erst nach tausendfachem Zurüsten, gebadet, durchknetet, besalbt, wohlausgeruht und mit zarten Würzen sinnenhaft erschlossen, der Arme des Gebieters würdig ist.« ⁹² Dem echten Bibliophilen ist das Buch »Freund, Kind und Geliebte«. ⁹³ Unsachgemäße restaurative Eingriff wie das Entfernen eines Exlibris bezeichnet er als »einen Eingriff ins Leben [des Buches] [...], eine Verstümmelung, eine Exzision.« ⁹⁴ Ebenso müssen die Bücher vom Antiquar richtig eingepackt werden, sonst entstehen »Quetschungen«, »Wunden« und Narben. ⁹⁵ Das gebrauchte Buch »ist bereits im Kreislauf des Schicksals mitgeschwommen, hat trübe oder bessere Tage gesehen, seine fata gehabt, sehr aber auch die menschlichen kennen gelernt und teilen müssen, kurz es ist ein Individuum geworden, ein Einzelfall.« ⁹⁶ Es hat »je nach seiner Altersstufe [...] sich nicht des lächelnd-wehmütigen Anhauchs zarter Verwitterungsspuren, Gebrauchs- und Liebeszeichen« zu schämen. ⁹⁷ Denn ein Buch ist »um so richtiger im Zustand je richtiger, das heißt seinem Wesen

88 Die folgenden Fundstellen verdanke ich Andreas B. Kilcher, vgl. ders.: Die Bücher der Literatur, in: Erzählte Dinge. Mensch-Objekt-Beziehung in der deutschen Literatur, hg. von José Brunner, Göttingen 2015 (Schriften des Minerva Instituts für deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, Bd. 32), S. 88-112, hier S. 105-112.

89 Ebd., S. 107.

90 Karl Wolfskehl: Gesammelte Werke, Bd. 2: Übertragungen, Prosa, hg. von Margot Ruben und Claus Victor Bock, Hamburg 1960, S. 511.

91 Ebd., S. 504.

92 Ebd., S. 494.

93 Ebd., S. 492.

94 Ebd., S. 513.

95 Ebd., S. 493.

96 Ebd., S. 524.

97 Ebd., S. 524.

entsprechend es ›gelebt‹ hat, dagewesen ist, verwandt und einbezogen wurde, je mehr es also seinem Grundcharakter entsprochen hat.«⁹⁸

Die Mächtigkeit des Buches, die allerdings »von der Eigenmächtigkeit menschlichen Verfügens her missachtet wird«,⁹⁹ zeigt sich auch an der Resistenz, die heilige Bücher mitunter an den Tag legen. Sie brennen nicht und sie bestehen Feuer- und Wasserproben ›unverletzt‹. Das Motiv erscheint etwa in protestantischen Legenden. Andachtsbücher wie Johann Arndts (1555-1621) *Paradiesgärtlein* (1612) – ein Best- und Longseller noch bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts – bleiben im Feuer und im Wasser unversehrt.¹⁰⁰ Für unseren Zusammenhang aber ist wichtig, dass diese ›Ereignisse‹ in den ›erretteten‹ Exemplaren schriftlich festgehalten werden und von dort in die Vorworte der verschiedenen Drucke wandern. In einer *Paradiesgärtlein*-Ausgabe von Reutlingen aus dem Jahr 1837 sind »vierzehn Wundergeschichten, welche sich mit diesem begeben hatten« abgedruckt.¹⁰¹ Solche Elemente einer laufenden Chronik oder Biographie des Buches lassen sich vielfach belegen. Sie reichen von Bucheignerversen über handschriftliche oder eingeklebte Exlibris, handschriftliches Festhalten des Datums des Bucherwerbs, neben Nennung des Preises und des Namens des Buchhändlers, wie es Fernando Kolumbus (1488-1539), der uneheliche Sohn Kolumbus', praktizierte und noch heute in der Biblioteca Colombina in Sevilla eingesehen werden kann, bis zu den handschriftlichen Randbemerkungen:

Ein gelehrtes Werk ohne Randnotizen muss sich fast schämen. Erst die Marginalien, die Verweise, Zustimmungen, Ablehnungen, Erweiterungen,

98 Ebd., S. 512.

99 Hans-Georg Gadamer: *Kleine Schriften: Philosophie. Hermeneutik*, Bd. 1, Tübingen 1967, S. 61. Neuerdings hat Bruno Latour die Macht der Dinge untersucht. »In Abgrenzung davon [zu Michel Foucault] stellt Latour menschliche und nicht-menschliche Akteure auf ein und dieselbe Stufe, schreibt Dingen eine eigene, von Menschen unabhängige Akteursqualität zu.«, Barbara Stollberg-Rilinger: *Die Macht der Dinge*, in: Samida (Anm. 7), S. 85-88, hier S. 88.

100 Vgl. Alfred Messerli: *Die Errettung des ›Paradiesgärtleins‹ aus Feuers- und Wassernot*, in: *Fabula* 38 (1997), H. 4/4, S. 253-279; Hartmut Kühne: ›Zufällige Begebenheiten als Wundergeschichten sammeln‹. Über dingliche Wunderzeugnisse im Luthertum, in: *Der Gandersheimer Schatz im Vergleich*, hg. von Hedwig Röckelein, Regensburg 2013, S. 281-299, hier S. 281 und 295-299.

101 Vgl. Johann Arndt: *Des geist- und trostreichen Herrn J.A.'s, weiland General-Superintendenten des Fürstenthums Lüneburg Paradies-Gärtlein, [...] welchem noch vierzehn Wundergeschichten, welche sich mit diesem begeben hatten, [...] beigefügt sind*, Reutlingen o.J. (1837), S. 8-18.

geben einem solchen Exemplar seine Existenzberechtigung, reihen es ein in die Welt, für die es bestimmt war.¹⁰²

Ebenso sind die familienchronikalischen Eintragungen in Bibeln hier zu nennen, auch wenn sie nicht die Biographie des Bibelexemplars, sondern die der Familie (Geburt, Taufe, Verheiratung, Tod) festhalten. Der Druck aber scheint die Handschrift angezogen zu haben, und er ist die Ursache dieses symbiotischen Miteinanders von großer und kleiner Geschichte, von Heilsgeschichte und Familiengeschichte. Die genealogischen Listen im Alten Testament mögen regelrecht stimulierend gewirkt haben.¹⁰³

Über die Enden des Buches zu sprechen ist, zumal heute, mit einem Tabu behaftet. Die Auseinandersetzung damit kollidiert mit der alten und liebge gewordenen Vorstellung, »Literatur sei und mache unsterblich«. ¹⁰⁴ Dabei sind es nach Neil Harris gerade die erfolgreichsten Bücher, von denen alle Exemplare einer Auflage verschwunden sind, während die ungelesenen oder wenig gelesenen Bücher sich ihres Lebens in Bibliotheken erfreuen.¹⁰⁵ Erfolgreiche Bücher wurden gelesen bzw. konsumiert, bis sie sich förmlich aufgelöst hatten. Aber nicht nur das Lesen zerstörte Bücher, oft war es die fehlende Wertschätzung oder sie wurden durch kriegerische Auseinandersetzungen vernichtet. Schon de Bury lässt die Bücher eine Klage anstimmen:

Denn durch den Krieg werden wir in fremde Länder verschleppt, verkrüppelt, verwundet und vernichtet auf jede nur denkbare Weise. [...] Unendlich groß sind die Verluste, die das Geschlecht der Bücher durch Kriegsunruhen erlitten hat.¹⁰⁶

Prosaischer verhandelt die Literatur im 18. und 19. Jahrhundert die Topik der kommerziellen Buchzerstörung:

102 Wolfskehl (Anm. 90), S. 512.

103 Vgl. Messerli (Anm. 26), S. 578-586.

104 Hirschi (Anm. 12), S. 3.

105 Vgl. Neil Harris: *Statistiche e sopravvivenze di antichi romanzi di cavalleria*, in: *Il cantare italiano fra folklore e letteratura. Atti del Convegno internazionale di Zurigo, Landesmuseum, 23-25 giugno 2005*, hg. von Michelangelo Picone und Luisa Rubini, Florenz 2007 (Biblioteca dell' »Archivum Romanicum«, Serie I: *Storia, Letteratura, Paleografia*, Bd. 341), S. 383-411.

106 De Bury (Anm. 59), S. 116-117. »Per bella namque ad patrias peregrinas distrahimur, obtruncamur, vulneramur et enormiter mutilamur, sub terra suffodimur, in mari submergimur, flammis exurimur et omni necis genere trucidamur. [...] Caeterum infinita sunt dispendia, quae per seditiones bellorum librorum generi sunt illata; [...]«. ebd., S. 45.

In der frühnezeitlichen Literatur hatte die Inszenierung des Buches als Garant für die Dauerhaftigkeit eines Werkes und Unsterblichkeit seines Autors ein Komplement im Topos der Zweitverwertung von Büchern als Nutzgegenständen von Marktständen, Latrinen oder anderen unheroischen Schauplätzen.¹⁰⁷

Dabei waren die Autoren kaum an einem vertieften Verständnis des Buchhandels interessiert, sondern »sahen im ›Buch als Abfall‹ in erster Linie ein topisches Reservoir für polemische Angriffe oder poetologische Reflexionen.«¹⁰⁸

Schluss

Dem Buch als antiker Schriftrolle, als Handschrift oder als Druckwerk wird ein *bios* aufgrund unterschiedlicher Strategien und Denkvorstellungen zugesprochen, was wiederum Voraussetzung dafür ist, dass sich von einer ›Biographie des Buches‹ sprechen lässt. Diese ›Personifizierung des Buches‹ kann man somit seit der Antike bis auf unsere Tage beobachten, und sie umfasst nicht nur den christlichen Kulturkreis, sondern ebenso das Judentum und den Islam. Die Lebendigkeit des Buches wird meist in der Doppelung Leib bzw. Körper gedacht, was dem materiellen Ding Buch entspricht, und Seele, was wiederum mit dem nichtmateriellen Text gleichgesetzt wird. Eine erste Strategie ist die Personifizierung eines Werkes durch den Dichter selber. Mittels einer Personalmetapher (»mein Kind«) spricht er dieses an, wobei nicht nur sein Text (das Werk), sondern auch das konkrete Manuskript durch den Bildspender ›Mensch‹ ansprechbar wird. In einer zweiten Strategie werden Bücher als sprechend ausgewiesen, sei es, dass sie die Stimme des toten Dichters konservieren und nach Bedarf reproduzieren, sei es, dass sie als ›Büchersklaven‹ den stummen Text oralisieren. Diese Denkfigur versucht in einer zum Teil pädagogischen, zum Teil propagandistischen Weise, das ›Wunder‹ der neuen Humantechnologie Schrift bzw. Lesen mit dem älteren Paradigma der Mündlichkeit verständlich zu machen und zu erklären. Bei der dritten Strategie spricht nicht der Text bzw. der tote Dichter, sondern der Buchbesitzer und/oder das Buch als materielles Objekt. Um in seiner Abwesenheit einem Diebstahl vorzubeugen, droht der Besitzer mittels eines handschriftlichen Eintrags dem potentiellen Bücherdieb mit Sanktionen. Hier

107 Hirschi (Anm. 12), S. 6-21, hier S. 6.

108 Ebd., S. 13.

ist es die Stimme desjenigen, der den Eintrag liest, die durch den abwesenden Schreiber/Besitzer aktiviert bzw. instrumentalisiert wird. Diesen insgesamt rhetorischen Strategien der Belebung des Buches (sie bewegen sich zwischen pragmatisch und imaginär) stehen magische oder gleichsam magische gegenüber. In den drei Buchreligionen ist es jeweils die Heilige Schrift, der man Ehrfurcht, Respekt, ja Demut entgegenbringt. Im Judentum gründet diese Haltung auf der Einsicht, dass die Thora ein mächtiges Instrument der Kommunikation mit Gott ist. In einer expansiven Bewegung weitet sich diese Haltung auch auf andere Bücher aus. In der europäischen Unterschicht der Frühen Neuzeit wiederum wird diese vermutete und gefürchtete Mächtigkeit, die von Büchern ausgeht, oft ins Magische und Wunderbare übersetzt, wovon Legenden und Sagen zeugen. Aber auch die klassische Moderne kennt eine gleichsam poetologische Magie des Buches, womit sie die Individualität des Buches als eine Geschichte der Interaktion und gegenseitigen Information von Buch und Sammler zu fassen vermag.